



Szene aus „Wo die wilden Kerle wohnen“: Irgendwann will er nur noch nach Hause

KINO

Jetzt machen wir Krach!

Der Kinderbuch-Klassiker „Wo die wilden Kerle wohnen“ hat 40 Seiten. Um daraus einen Film zu machen, brauchte der Regisseur Spike Jonze zehn Jahre. Die Geschichte eines Missverständnisses.

Der vielleicht beste Film, den der Regisseur Spike Jonze je gedreht hat, dauert nur 90 Sekunden und endet im Chaos. Das Ganze spielt in einem Klamottenladen und beginnt harmlos: Einem Kunden fallen aus Versehen ein paar sorgfältig aufgeschichtete Hemden herunter, was eine Kettenreaktion auslöst. Eine Kundin schubst absichtlich eine Schaufensterpuppe um. Ein Verkäufer eilt herbei – und macht mit. Eine weitere Schaufensterpuppe geht zu Boden, immer mehr Kunden und Verkäufer schließen sich an.

Angetrieben vom Rhythmus der ersten „Peer-Gynt-Suite“, vierter Satz, zerbrechen sie lustvoll Kleiderbügel, kippen Verkaufstische um und zerfetzen T-Shirts, ein Vermummter zerlegt die Reste der Einrichtung mit einer Kettensäge. Am Ende ist das Geschäft völlig zerstört. Aber die Menschen sind glücklich. Sie haben etwas getan, was niemand von ihnen erwartet hätte, am wenigsten sie selbst.

Die fröhliche Zerstörungsgorgie, bei YouTube für die Ewigkeit konserviert, ist übri-

gens ein Werbespot: für Gap, den amerikanischen Modekonzern.

Wenn man Spike Jonze fragt, was genau er mit diesem Spot eigentlich bezwecken wollte – Konsumkritik? Kundenverschung? –, dann überlegt er sehr lange. Jonze gehört zu einer Generation von Künstlertypen, deren Kunst auch darin besteht, sich niemals festlegen zu wollen. „Ich arbeite so“, erklärt er schließlich, „ich sage den Auftraggebern am Anfang: Das und das stelle ich mir vor.“ Und dann werde es eben exakt so gemacht, „oder gar nicht“.

Jonze sitzt in einem spanischen Restaurant in London, er stochert in den Tapas herum, Schwertfisch-Carpaccio und mariniertes Broccoli, und soll eigentlich über sein neues Werk reden, „Wo die wilden Kerle wohnen“, seinen dritten Spielfilm, von diesem Donnerstag an in den deutschen Kinos. Nicht, dass er besonders große Lust dazu hätte. Er redet für seinen Geschmack schon viel zu lange über diesen Film.

Als Jonze ernsthaft mit der Arbeit an „Wo die wilden Kerle wohnen“ begann,

war er Anfang dreißig und galt als Wunderkind der Popkultur. Er entwarf skurrile Parallelwelten, und die einzige Regel war, dass keine Regeln galten, solange alles irgendwie cool wirkte. Zum Meeting mit Studiobossen fuhr Jonze mit dem Skateboard vor. Er drehte Musikvideos für Björk oder die Beastie Boys, er war einer der Erfinder der MTV-Stunt-Show „Jackass“, sein erster Kinofilm „Being John Malkovich“ wurde für drei Oscars nominiert, er heiratete seine Kollegin Sofia Coppola, die Tochter des großen Francis Ford Coppola.

Mittlerweile ist Jonze 40 Jahre alt und hat die ersten grauen Haare. Die Ehe mit Sofia Coppola wurde 2003 geschieden, Skateboard-Fahren war er schon länger nicht mehr, „keine Zeit“, sagt Jonze. Die „Wilden Kerle“ haben ihn geschafft.

Dabei ist der Plot eigentlich schnell erzählt: Die Buchvorlage von Maurice Sendak, erschienen 1963, hat 40 Seiten, 10 Sätze, 341 Wörter im amerikanischen Original. Ein Bilderbuch, das auch viele erwachsene Leser berührt, Auflage bis heute rund 20 Millionen, längst ein Klassiker.

„Wo die wilden Kerle wohnen“ ist eine Geschichte über das Königreich der Phantasie und den Trost, den Parallelwelten spenden können. Der kleine Max, verkleidet mit einem Wolfskostüm, streitet sich mit seiner Mutter und wird zur Strafe ohne Abendbrot zu Bett geschickt. In seinem Zimmer träumt er sich in eine von zotteligen Monstern bevölkerte Gegenwelt hinein. Max zähmt die Monster, indem er „in alle ihre gelben Au-

gen“ startt, „ohne ein einziges Mal zu zwin-
kern“. Sie krönen ihn zu ihrem König. Nach
einer Party kommt Max wieder in seinem
Zimmer an, sein Essen steht auf dem Tisch,
„und es war noch warm“.

Trotz des versöhnlichen Endes provo-
zierte Sendaks Buch einst heftigen Streit.
Der Autor verstehe offenbar nicht, klagte
der Kinderpsychologe Bruno Bettelheim,
„wie tief die Geschichte ein Kind trauma-
tisieren“ könne. „Ich fand die wilden Ker-
le als Kind faszinierend“, sagt Jonze. „Ich
habe mich gefürchtet, aber gleichzeitig
habe ich mir vorgestellt, ich könnte sie
kontrollieren und wäre der König.“

Sendak und Jonze hatten sich Mitte der
neunziger Jahre kennengelernt. Schon da-
mals überlegten sie, ob man das Buch in ei-
nen Spielfilm verwandeln könne. „Ich woll-
te nicht“, sagt Jonze, „das Buch ist perfekt,
so wie es ist. Es hat einen gewissen Groove.
Warum sollte man einen Film daraus ma-
chen?“ Seine Einstellung änderte sich erst,
als er eine Idee hatte: Die wilden Kerle, im
Buch anonyme Unholde, sollten Individuen
werden, mit Charakter und Gefühlen. Mit
Sendaks Segen schrieben Jonze und der
Schriftsteller Dave Eggers ein Drehbuch.

Hollywood-Studios haben eine gewisse
Routine darin entwickelt, mit einer Mi-
schung aus falschen Versprechungen und
echtem Buchhaltergeist Künstler fast um
den Verstand zu bringen. Eine Erfahrung,
die auch Jonze bevorstand.

Erste Station: die Universal-Studios, die
einen Deal mit Sendak hatten und nun
Jonzes Version der „Wilden Kerle“ wollten.
Bis er die erste Drehbuchfassung präsenti-
erte. Sie fiel durch. Die zweite auch. Mehr-
ere Jahre hing das Projekt bei Universal
in der Schwebe. „Sie haben eine Weile
gebraucht, um sich zu entscheiden“, sagt
Jonze. Am Ende lehnte Universal ab. Zu
riskant, zu wenig kommerzielles Potential.

Zweite Station: Sony, man kannte sich
bereits von Jonzes zweitem Kinofilm
„Adaptation“ (2002). Pech für Jonze: Kurz
bevor die Entscheidung über die „Wilden
Kerle“ anstand, floppte Sonys „Zathura“,
ein Märchen mit Kindern als Helden. Ähn-
lichkeiten mit den „Wilden Kerlen“ waren
nicht zu übersehen. Sony sagte ab.

Studio Nummer drei: Warner Bros. Seit
Jahren verpflichtet man dort Autorenfilmer
für Massenunterhaltung, meist erfolgreich.
Außerdem sucht Warner, das Ende der
hauseigenen „Harry Potter“-Serie im Blick,
ständig nach neuen kindgerechten Stoffen.
Man kam ins Geschäft. Ein großes Missver-
ständnis: Warner dachte, Jonze plane einen
Kinderfilm, „und ich dachte, ich mache
einen Film über Kindheit“, sagt Jonze.

Zunächst fiel dieser Dissens niemandem
auf, weil praktische Probleme die Produk-
tion überlagerten. Jonze hatte sich anfangs
geweigert, die Monster, wie bei vergleichba-
ren Filmen üblich, per Computer zu kreie-
ren. Er bestand auf bis zu vier Meter großen
Puppen, die Köpfe vollgestopft mit Tech-

nik, um Augen und Lippen bewegen zu
können. Allein die Kostümabteilung der
„Wilden Kerle“ war größer als Jonzes com-
plette Crew bei „Being John Malkovich“.

Beim Dreh – gefilmt wurde im Herbst
2006 in Australien – stellte sich heraus, dass
die Köpfe der Puppen zu schwer waren,
ein perfektes Sinnbild für einen Film, über
den sich zu viele Menschen zu lange Ge-
danken gemacht hatten. Die Darsteller in
den Kostümen konnten das Gleichgewicht
nicht halten und kippten ständig um.

Als Jonze Ende 2007, nach monatelanger
Arbeit im Schneiderraum, eine erste Fas-
sung des Films ablieferte, bekamen die Stu-
diobosse nicht die glatte Unterhaltungs-
ware, die sie bei Produktionskosten von
80 bis 100 Millionen Dollar erwartet hatten.
„Zu verrückt, zu gruselig“, fürchteten die
Marketingexperten. Bei Testvorführungen
flohen Kinder weinend aus dem Kinosaal.

Bald meldeten Blogger, Warner verlange
von Jonze erhebliche Änderungen –
oder der Film werde nie herausgebracht.



Sendak-Illustration, 1963

„Das Buch ist perfekt, so wie es ist“



Regisseur Jonze, Hauptdarsteller Records
Mit dem Skateboard zum Meeting

„Das Studio wollte auf Nummer sicher
gehen“, sagt Jonze. Weitere Schnittfassun-
gen, noch mehr Diskussionen. Im Früh-
jahr 2008 musste der Regisseur neue Sze-
nen drehen. Warner verschob den Film-
start auf Herbst 2009. Jonze verzog sich
nach London, um die Postproduktion des
Films zu überwachen: Die Gesichter der
wilden Kerle wurden schließlich doch am
Computer animiert. Der Kampf um den
Film ähnelte immer mehr Sendaks Buch:
Max gegen die wilden Kerle, Jonze gegen
Warner Bros. Jonze verhielt sich wie Max:
Er zwinkerte nicht.

„Am Ende“, erzählt Jonze, „haben sie
mich meinen Film machen lassen.“ Sehr
lange Pause. „Aber es war kein Spaß.“

„Wo die wilden Kerle wohnen“ ist tat-
sächlich ein Spike-Jonze-Film geworden:
ein sehr physisches Spektakel, mit einem
grandiosen Beginn. Max (Max Records)
tobt durch sein Elternhaus wie in einem
Werbespot für Ritalin, er lacht, er weint, er
zankt mit seiner Mutter (Catherine Ke-
ener), er ist eifersüchtig auf deren neuen
Freund, er flieht hinaus in die Nacht. Kein
„Harry Potter“-Kitsch weit und breit.

Max landet im Reich der wilden Kerle,
aber es könnten auch die Stuntmen aus
Jonzes „Jackass“-Show sein: Auf das Kom-
mando „Jetzt machen wir Krach!“ hin
springen die Monster durch die Luft, pral-
len gegeneinander, sie zerkratzen Bäume,
zerstören Holzhäuser, werfen mit Dreck
und brechen sich fast den Hals.

Doch die anfängliche Ekstase währt
nicht lange. Anders als in Sendaks Buch
verfallen die Monster bei Jonze schnell in
tiefe, unmotivierter Melancholie. Genauso
plötzlich, wie sie beginnen, eine Art Fest-
tung zu bauen, hören sie auch wieder da-
mit auf, ohne dass dies für die Geschichte
groß von Belang wäre. Kein Plot, nirgends.
Stattdessen lamentieren die wilden Kerle
über ihre Beziehungen, sie lästern über-
einander, als hätten sie zu viele schlechte
Woody-Allen-Filme gesehen, aber auch
das führt zu nichts. Jonze, der König der
absurden Phantasie, hat am Ende offen-
bar beide gezähmt: das Studio und die
Monster. „Wie eine Hippie-Kommune, bei
der die Drogen aufgehört haben zu wir-
ken“, spottete das „New York“-Magazin.

Max reagiert auf die Depressionsschübe
seiner kuscheligen Gastgeber anfangs irri-
tiert, dann zunehmend genervt. Irgend-
wann will er nur noch nach Hause – wie
der Zuschauer. Was bringt die beste aller
Traumwelten, wenn darin nichts passiert?

Dem Warner-Studio dürfte diese Frage
mittlerweile egal sein. „Wo die wilden Ker-
le wohnen“ hat in den USA bisher 76 Mil-
lionen Dollar eingespielt. Der Flop, den
viele befürchtet hatten, ist ausgeblieben.

Spike Jonze sagt, dass er jetzt erst mal
Urlaub machen wolle. Sein nächster Film
soll im Januar auf dem Festival in Sundance
uraufgeführt werden. Er heißt „I'm Here“.
Ein Kurzfilm.

MARTIN WOLF